

HELVETICA 2049

EIN NEAR-FUTURE-ROMAN



LESEPROBE

DANIEL FURLER

Riverfield

Daniel Furler · Helvetica 2049

Riverfield

DANIEL FURLER

HELVETICA 2049

VERNUNFT IST RELATIV

Roman

Riverfield



1. Auflage 2026
Alle Rechte vorbehalten
© Copyright by Riverfield Verlag GmbH
Vorderbergweg 1
4153 Reinach BL, Schweiz
info@riverfield-verlag.ch
www.riverfield-verlag.ch

GPSR verantwortliche Person in der EU
PROLIT Verlagsauslieferung GmbH
Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (D)
gpsr@PROLIT.de

Lektorat, Layout & Satz: Buch&media GmbH, München
Umschlag: Riverfield Verlag (partially generated with AI)
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck (D)
Printed in Germany
ISBN 978-3-907459-44-7

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen,
weil unsre Augen sie nicht sehn.

Matthias Claudius (1740–1815)

Vorbemerkung – rechtlicher Hinweis

Der vorliegende Roman ist reine Fiktion, er entspringt der Fantasie des Autors.

Alle genannten Organisationen, Unternehmen und Institutionen – einschließlich, aber nicht beschränkt auf die Schweizerische Nationalbank (SNB), das Dolder Grand Hotel sowie weitere reale Orte – werden rein fiktional verwendet.

Handlung, Figuren, Dialoge und beschriebene Ereignisse sind frei erfunden und dienen ausschließlich der literarischen Gestaltung. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Personen (lebend oder verstorben), realen Ereignissen oder tatsächlichem Verhalten von Institutionen sind rein zufällig oder Teil der künstlerischen Freiheit und nicht als Aussage über die Realität zu verstehen.

Es besteht keinerlei Verbindung oder Zusammenarbeit mit den erwähnten Institutionen.

1. KAPITEL

Der Freispruch

27. November 2049, Stadt Zürich

»... und unter Berufung auf die Bestimmungen des Schweizerischen Strafgesetzbuches verlese ich nun die Anklageschrift im Verfahren gegen Martin Landis, geboren am 3. Juni 2000, wohnhaft in Zürich, wegen des Vorwurfs des Landesverrats gemäß Art. 265 StGB ...«

Landis zwinkert, schüttelt kaum merklich den Kopf, zwinkert abermals, aber das unwirkliche Gefühl bleibt. Er fühlt sich wie in einer Zirkusmanege, als stecke er mitten in einer bizarren Vorstellung – plötzlich ist da Leben und Bewusstsein und alle spielen eine Rolle, aber niemand weiß, wieso. *Ist das real?*, denkt er. *Bin ich wach oder träume ich?*

»Dem Angeklagten wird vorgeworfen, in einer Weise gehandelt zu haben, die den Tatbestand des Landesverrats gemäß den relevanten Bestimmungen des Strafgesetzbuches erfüllt. Der Vorwurf lautet ...«

Landis rümpft die Nase. Seine Kleider stinken nach Kanalisation. Eigentlich könnte es ihm egal sein. Als Einziger im Saal kann er es riechen.

»... vertrauliche Bankdaten sowie sensible wirtschaftliche Informationen unbefugt an ausländische Geheimdienste übermittelt zu haben.«

Was soll das? Ich sitze wegen Landesverrats auf der An-

klagebank? Dabei bin ICH verraten worden! Die untergehende Sonne taucht den Gerichtssaal in türkisfarbenes Licht. Wieso scheint die Sonne um diese späte Uhrzeit überhaupt noch? Und wieso nicht gelb? Spinne ich? Irgendetwas stimmt hier ganz und gar nicht.

»Ich werde nun die Anklage im Einzelnen verlesen. Martin Landis wird folgender Anklagepunkte beschuld ...«

»Piep-pipieep, piep-pipieep, piep-pipieep.« Durchdringendes Gepiepe unterbricht die Ausführungen des Obergerichters.

Fehlercode 4003, schießt es Landis durch den Kopf. Den hat er oft genug gehört. Zumindest das ist real.

Der Obergerichter dreht seinen Kopf zur Lärmquelle. »Die Verhandlung ist bis auf Weiteres unterbrochen«, sagt er emotionslos und bleibt wie eingefroren sitzen, während es weiterhin durchdringend piept. Ein leises Zischen. Martin Landis wendet sich um und sieht, wie die Saaltür zur Seite gleitet. Zwei »juristische Schraubenzieher«, so werden sie unter Insidern scherzhaft genannt, eilen zum Verursacher des Pieptons, führen eine Diagnose durch und lösen über WLAN eine Echtzeit-Ersatzteilbestellung aus. *Wahrscheinlich ist das B52-e defekt*, denkt Landis, froh, etwas erkannt zu haben, das aus seinem Alltag stammen könnte.

Die Minuten verstreichen in dumpfer Stille, wie in dicke Watte gepackt. Krampfhaft versucht er immer wieder zu begreifen, was mit ihm geschieht, aber jedes Mal, wenn er glaubt, kurz davor zu sein, den Schleier zu lüften, steht er wieder mitten im dichtesten Nebel. Ein bedrückendes Gefühl. So muss sich Tantalus gefühlt haben.

Kein Geräusch ist zu hören. Landis wird unruhig. Um 23:05 Uhr fährt der Zug vom Zürcher Hauptbahnhof – er muss ihn unbedingt erreichen. Sie wartet auf ihn. Wenn er nicht kommt, wird sie sich verraten fühlen. *Ich will sie nicht*

enttäuschen. Leise trommelt er mit dem Fuß ein Stakkato auf den Boden. In der Stille hallt es unnatürlich laut, aber niemand scheint es zu bemerken. *Ich muss mich dringend ablenken, sonst drehe ich durch.* Suchend blickt er sich im Gerichtssaal um. Klinisch sauber, steril wie ein okkultes Operationsraum. Wände, Tische, Stühle – selbst das Richterpult: alles in düsterem Blau. Nichts, woran sich das Auge festhalten könnte. Nur die fünf Figuren vorn im Saal. *Die »juristischen Schraubenzieher« sind extrem gefragt – und teuer. Ihre hohen Saläre können sich nur wenige leisten. Herrgott noch mal, wenn ich sie nur benachrichtigen könnte!*

Erneut hört man, wie sich die Tür zischend öffnet. Das Ersatzteil aus dem 3D-Drucker wird geliefert und von den »juristischen Schraubenziehern« mit gezielten Handgriffen eingebaut.

»Wir setzen die Verhandlung fort«, nimmt der Oberrichter den Faden wieder auf, »Angeklagter Landis, sind Sie bereit?«

»Ja, äh, das bin ich, Oberrichter Mozart, aber ich hätte ...«

»Mozart, nicht Mozart!«, fällt ihm dieser mit schnarrender Stimme ins Wort und fährt ohne Unterbruch weiter. »Martin Landis wird folgender Anklagepunkte beschuldigt: ...« Während er die im üblichen Gerichtsdeutsch verfassten Anklagepunkte verliest, schweiften Landis' Gedanken ein weiteres Mal ab. *Wer hat mich verraten? Und wieso?* – Mechanisch, kalt, ungerührt rattert der Oberrichter die Anklagepunkte herunter. *Bei den ersten Modellen schepperte der Lautsprecher hin und wieder. Die Hersteller haben das Problem in den Griff bekommen. Man kann sich die gewünschte Stimme, Tonlage, Klangfarbe und nach den neuesten Updates sogar den Dialekt auswählen. Was denke ich eigentlich?! Wieso höre ich nicht dem Oberrichter zu?*

»... komme zum Schluss und gebe ...«

Diesmal wird der Oberrichter vom Beisitzer auf seiner rechten Seite unterbrochen. Das heißt nicht direkt von ihm, sondern von einer klassischen Melodie des Komponisten Christoph Willibald Gluck, die aus seinem Innern ertönt.

Wie ein Blitz durchzuckt Landis eine Erkenntnis. *Das muss von Ajoub kommen*, denkt er und vergräbt sein Gesicht in den Händen.

Die Störung dauert keine zwanzig Sekunden, dann ist wieder Ruhe im Saal und der Oberrichter fährt mit der Verhandlung fort. Landis hört ihm noch weniger zu. Es ist 22:25 Uhr. Er könnte es immer noch rechtzeitig zum Bahnhof schaffen.

»... freigesprochen. Zu seinem eigenen Schutz und zur Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit wird Martin Landis aber bis am 28. November, 9:00 Uhr, in Schutzhaft genommen. Herr Landis, möchten Sie noch etwas sagen?«

Der Angesprochene schüttelt stumm den Kopf. Er weiß aus Medienberichten, dass die neuen Roboterrichter hoch-effizient sind, aber gegenüber menschlichen Gefühlen unzugänglich. Wie soll er einer KI klarmachen, dass er der Liebe wegen heute Abend um elf Uhr am Zürcher Hauptbahnhof sein muss?! Zwecklos.

»Die Verhandlung ist geschlossen. Gerichtsdieners! Bringen Sie Martin Landis in die Zelle und programmieren Sie das Schloss auf automatische Öffnung am 28. November, 9:00 Uhr«, befiehlt der Roboteroberichter Morzart. Mit hängendem Kopf wird Landis abgeführt.

Die Zellenwände sind hellbraun, mit bunten Blumenornamenten verziert. Die Tür sieht aus wie eine Stalltür aus dem 19. Jahrhundert, die untere Hälfte geschlossen, die obere offen, und es scheint, als könne man durch die Öffnung auf

eine sattgrüne Landschaft mit Bergen in der Ferne sehen. Landis hat sich dieses Zellendesign auf dem Touchscreen neben der Tür ausgewählt. Alles andere hätte ihn depressiv werden lassen. SIE ist Luftlinie nur ein paar hundert Meter entfernt, aber unerreichbar für ihn.

Nachdem er etwas zu essen bekommen hat, legt sich Landis aufs Bett. Seine Smartwatch zeigt 23:07 Uhr. Es ist zwecklos, nun ist sie weg. Er hätte einen Telefonanruf machen dürfen, hätte sie anrufen können. Wenn er ihre Nummer gewusst hätte. Sein Smartphone mit den Telefonnummern wird nur noch ein Haufen geschmolzenes Glas und Metall sein. *Was denkt sie wohl von mir? Wird sie mir noch eine Chance geben, wenn ich ihr alles erkläre? Wahrscheinlich nicht. Oder vielleicht doch?*

Obwohl er todmüde ist, findet Landis keinen Schlaf. SIE lässt ihn nicht los, und ob es vielleicht doch noch weitergehen könnte. Wie immer in solchen Situationen versucht er, sich mit Gedanken über Alltägliches abzulenken. *Mein Haushaltsroboter »Mozart« ist exakt dasselbe Grundmodell wie Oberrichter Morzart, nur mit anderer Ausstattung und Software. Würde ArielloQuant Consolidated das Oberrichtermodell eigentlich auch an Privatpersonen verkaufen? Wahrscheinlich nicht. Ist auch nicht nötig. Mit ihrem Haushaltsroboter in der Version »Butler« haben sie augenblicklich den Sprung in die Häuser und Villen der High Society geschafft.*

Mozarts Anschaffung war zwar teuer, aber im Unterhalt sind diese Helfer extrem genügsam. Wenn nötig arbeiten sie vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage pro Woche – dies bei einem vergleichsweise günstigen Lohn. Im Kopf versucht Landis, die monatlichen Kosten für seinen Mozart zu berechnen. Einmal, zweimal, dreimal, dann fallen ihm die Augen zu.

2. KAPITEL

Der Anfang

24 Jahre früher; Juni 2025, Mittelmeer, 35 Kilometer südlich der Insel Lampedusa

Tief hängen die Wolken am Nachthimmel. Blitze tauchen die aufgewühlte See für Sekundenbruchteile in gleißendes Licht. Der Fischkutter schaukelt wie eine Nussschale, wird von den Wellen hin- und hergeworfen. In einer endlosen Kaskade spritzt Gischt über den Bug auf die Flüchtlinge. Dicht gedrängt kauern sie sich hinter die Bordwände und versuchen, sich an irgendetwas festzuhalten. Das Erbrechen liegt längst hinter ihnen. Vor fünfzehn Stunden sind sie in Zuwara, im Nordwesten Libyens, an Bord des uralten Potts gegangen. Vorgesehen war, dass ein Rettungsschiff einer NGO sie rund 20 Seemeilen vor der Küste übernommen hätte. Das hat aus irgendwelchen Gründen nicht geklappt, weshalb der Kapitän erst hat nach Libyen zurückkehren wollen. Ein paar vorgehaltene Messer haben ihn überzeugt, Kurs auf Lampedusa zu nehmen.

Nass bis auf die Haut sitzt Ajoub zwischen Dutzenden anderer Flüchtlinge. »... burger – vault – addict – that ...« Unvermittelt bekommt er einen Ellbogen in die Rippen. »Fils de pute!«, schimpft er seinen Nachbarn einen Hurensohn und beginnt wieder von vorne. Seit er vor drei Monaten aus Ghana aufgebrochen ist, hat er die Wörter mindestens

tausend Mal aufgesagt. Eigentlich könnte er sie im Traum, aber die größte Angst auf seiner Flucht waren weder wilde Tiere noch Überfälle oder Hunger. Das Einzige, worüber er sich sorgte, waren seine zwölf Wörter. »... habit – burger – vault – addict – that – glove ...«, murmelt er leise und wird abermals aus der Aufzählung gerissen. Ein Brecher ergießt sich über den Bug und lässt die Menschen auf dem Deck durcheinanderpurzeln.

Stoisch würdevoll hat er bisher alle Reistreapazen erduldet. Auch ein paar Wellen bringen ihn nicht vom Ziel ab. Von seinem erhöhten Platz aus schaut er sich mit einer Mischung aus Abscheu und Arroganz auf dem Deck um. *Verlierer seid ihr alle. Zerlumppte, abgefuckte Verlierer. Und ihr habt keine Ahnung.* Aus Gesprächen weiß er, dass die meisten nach Deutschland zu Verwandten, Bekannten oder Freunden wollen. Er nicht. Ajoub will zum Geld. In der Schweiz ist der Lohn, in Bitcoin gerechnet, fast doppelt so hoch wie in Deutschland.

Neben ihm hält Efua den kleinen Kwame im Arm und versucht, ihn so gut wie möglich vor Wind und Wasser zu schützen. Ajoub hat sie vor gut zwei Wochen am Straßenrand irgendwo in Libyen aufgegebelt. Er schützt sie vor übergriffigen Schleppern, dafür ist er per sofort Ehemann und Vater. Das hilft ihm bei der Einreise. Ihre Abmachung gilt bis zum europäischen Festland.

»... habit – burger – vault – addict – that – glove – analyst ...«

»Was murmelst du ständig? Machst du einen Zauber?«
Noch nie waren sie in den vergangenen Wochen so nahe beieinander gewesen, dass Efua sein Gemurmel wahrnehmen konnte.

»Ja«, grinst Ajoub, »das ist mein Reichtumszauber.«

»Ist er mächtig?«

»Nein.«

»Wieso sprichst du ihn dann?« Ihre dunklen Augen mustern ihn verwirrt.

»Er ist nicht mächtig. Er ist der mächtigste Reichtumszauber, den es gibt.«

»Verrätst du ihn mir?«, murmelt Efua und schaut sich ängstlich um.

»Das geht nicht«, antwortet er, »aber ich gebe dir einen Tipp: Für arme Menschen wie uns ist die Farbe der Hoffnung nicht grün. Sie leuchtet – in Orange.«

Mehr lässt sich Ajoub nicht entlocken. Die Blitze haben sich entfernt, aber noch immer klatschen Wellen auf den Bug und überspülen die Menschen auf dem Vordeck mit Meerwasser. Nicht etwa die Stärksten müssen an den exponiertesten Orten ausharren – es sind die Schwächsten, jene, die sich keine besseren Plätze haben sichern können. Efua ist froh, dass sie dank Ajoub etwas erhöht sitzen kann.

Zum wiederholten Mal greift Ajoub sich unauffällig an die Brust. Es ist noch da. Sein Smartphone. Eingepackt in eine wasserdichte Hülle und mit einer Kordel um den Hals gehängt. Damit hat er immer und überall Zugriff auf seinen Schatz.

* * *

»Was ist das für Musik, die du immer hörst?« Ajoub teilt sich mit Efua und ihrem Sohn ein Viererzelt im Lager. Auf engstem Raum müssen sie irgendwie aneinander vorbeikommen. Wobei Efua ihm schon mehrmals signalisiert hat, dass sie zu mehr bereit wäre. Er ist schon lange nicht mehr bei einer Frau gelegen, aber Ajoub hat keine Lust, sich eine Erinnerung an jenen armseligen und rückständigen Kontinent einzuhandeln, den er für immer verlassen hat.

»Das ist Musik der schönsten Art. Komponiert von einem Europäer. Und dieses besondere Stück heißt ›Ballet des ombres heureuses‹ aus ›Orfeo ed Euridice‹.« Ajoub sitzt in Unterhosen im Zelt und versucht, mit einer Bürste seine lange Hose sauber zu kriegen.

»Wie? Orfo ...«

»›Orfeo ed Euridice‹.« Ajoub betont jede Silbe.

»Was heißt das?« Efua ist nicht dumm, sie hatte bloß nie die Gelegenheit, etwas anderes zu lernen, als Ziegen zu melken.

Der eine Fleck ist weg, nun nimmt er sich den nächsten vor. Danach kommt noch sein weißes Hemd an die Reihe. »Das Musikstück erzählt die Geschichte von Orfeo, einem Mann, der seine geliebte Frau Euridice aus dem Reich der Toten zurückholen möchte. Der Gott der Unterwelt erlaubt ihm, sie mitzunehmen, aber nur unter der Bedingung, dass er sich auf dem Weg nach oben nie zu ihr umdreht. Kurz bevor sie wieder im Reich der Lebenden sind, hält er es nicht mehr aus und dreht sich nach ihr um. Euridice verblasst vor seinen Augen und kehrt zurück zu den Toten.«

»Eine traurige Geschichte«, meint Efua und wiegt Kwame auf dem Arm.

»Ja. Und eine lehrreiche. Wenn du dich für etwas entschieden hast, dann schau nie zurück. Ich werde Orfeos Fehler nicht machen. Das habe ich geschworen, als ich damals meinen Fuß auf die Planke dieses Schiffs gesetzt habe.«

Ende Juli 2025, Stadt Zürich

Sarah winkt, bis ihre Freundin sie gesehen hat und zwischen den Tischen auf sie zusteuert. »Hallo«, ruft Lisa und umarmt sie zur Begrüßung.

»Hey! Gut siehst du aus! Hübsches Kleid – ist das neu?«

»Danke für das Kompliment«, gibt Sarah lächelnd zurück. »Und nein, ist es nicht. Du weißt ja, dass ich kaum neue Kleider kaufe«, schiebt sie hinterher und wird fast augenblicklich ernst. »Mein Vater hat immer gesagt, dass man von schönen Kleidern nicht satt wird, wenn ich als Mädchen um ein neues Röckchen oder T-Shirt gebettelt habe.«

»War es so hart bei euch zu Hause? Oder übertreibst du das mit der Armut, damit ich aus Mitleid deinen Riesling mitbezahle?« Lisa hat sich ebenfalls ein Glas bestellt und zwinkert ihr prostend zu.

Sarah hebt ihr Glas und fragt: »Habe ich dir das noch nie erzählt?«

»Nein. Ich weiß nur, dass ihr nicht auf Rosen gebettet seid und du auch jetzt neben dem Studium ziemlich viel arbeiten musst. Aber entschuldige, ich wollte nicht in ...«

»Schon gut«, fällt ihr Sarah ins Wort, »du musst dich nicht entschuldigen, und es muss dir nicht peinlich sein. Wenn überhaupt, müsste es den Bonzen peinlich sein, die dafür gesorgt haben, dass mein Vater immer auf der untersten Stufe der Leiter stehen geblieben ist.«

»Wieso stehen geblieben?«

»Mein Vater stammt aus einer ärmlichen Arbeiterfamilie, durfte nie einen Beruf erlernen und ist am Fließband einer Schmierölfabrik regelrecht versauert. Er ist nicht dumm, aber schon in der Schule wurde er wegen seines Sprachfehlers dauernd gehänselt. In der Fabrik hat er für zwei geschuftet, aber er wurde bei jeder Beförderungs- und

Lohnerhöhungsrunde übergegangen. – Nie hat er eine echte Chance bekommen. Im Gegenteil: Seine Vorgesetzten haben ihn nachgeäfft, ausgelacht – und wenn sie ihn nicht selbst gemobbt haben, dann haben sie zumindest das Mobbing der Kollegen stillschweigend hingenommen. Es ist so unfair! Die einen haben alles, und die anderen nichts!« Scheppernd stellt sie ihr Glas auf den Tisch zurück.

Verwundert drehen die Gäste an den Nebentischen ihre Köpfe und werfen missbilligende Blicke auf die beiden jungen Frauen. Weder Lisa noch Sarah haben ihre Stimme gedämpft, sie sprechen so laut und unbekümmert, als säßen sie in der Unikantine, nicht im Straßencafé.

»... jungen Dinger nichts Besseres zu tun, als mitten im Nachmittag herumzulungern und Alkohol zu trinken! Als wir so alt ...« Besonders das ältere Ehepaar am Nebentisch ärgert sich über die Störung des nachmittäglichen Kaffeerituals. Die Frau scheint es geradezu darauf angelegt zu haben, von den zwei Freundinnen gehört zu werden.

»Diese dumme Kuh ...« – Lisa wirft Sarah einen warnenden Blick zu und macht eine Handbewegung, die Lautstärke zu dämpfen – »mit ihrem affektierten Gehabe ...«, fährt Sarah etwas leiser fort, »... die soll sich bloß nicht so aufspielen. Sie hat wahrscheinlich nie im Leben gearbeitet, sondern es sich auf Kosten anderer gut gehen lassen. Dieses kapitalistische System kotzt mich so an!« Sarah hat sich in Rage geredet. In solchen Momenten schlägt das italienische Blut ihrer Mutter durch. »Papa hat immer versucht, ein guter, liebevoller Vater zu sein, aber selbst hat er von anderen Menschen kaum etwas Gutes erlebt. Richtig schlimm wurde es für ihn, als er nicht nur an der Arbeit untendurch musste, sondern auch zu Hause von meiner Mutter geschlagen wurde. Sie war unzufrieden mit ihm, seinem Verdienst – unzufrieden mit ihrem Leben. Und hat ihren Frust im Alkohol

ertränkt. Dabei waren die beiden anfänglich ein glückliches Paar gewesen, auf jeden Fall schien es auf den Fotos so.«

Ohne Worte legt Lisa ihre Hand auf Sarahs und drückt sie sanft. Eine Weile bleibt es still. Sarah starrt blicklos in die Ferne. »Danke, dass du mir zugehört hast«, sagt sie schließlich, entzieht ihrer Freundin die Hand und sucht nach einem Taschentuch.

»Hey, keine Ursache, dafür sind Freundinnen doch da!«

Am Nebentisch hat das ältere Ehepaar den Kellner an den Tisch gerufen: »Das Törtchen war alles andere als frisch«, beschwert sich der glatzköpfige Mann, »das bezahlen wir nicht.«

»Ich bedaure, wenn es Ihnen nicht geschmeckt hat«, antwortet der Kellner, »es wurde heute früh von der Konditorei geliefert.«

»Dann haben Sie sich von der Konditorei alte Ware andrehen lassen. Wir bezahlen das keinesfalls«, entgegnet der Gast und seine Frau nickt eifrig, während sie erfolglos am Verschluss ihres Armani-Sonnenbrillenetuis herumfummelt.

»Ich bitte Sie, dann hätten Sie gleich zu Beginn etwas sagen müssen. Sie können das Törtchen nicht essen und sich erst am Schluss beschweren.« Schweißperlen zeichnen sich auf der Stirn des Kellners ab. Es ist unschwer zu erkennen, dass er versucht, Haltung zu bewahren.

»Sie sind neu hier, sonst würden Sie sich uns gegenüber keine solche Frechheit erlauben! Sie wissen wohl nicht, wer wir sind«, entgegnet der Glatzkopf mit erhobener Stimme. »Ich werde dafür sorgen, dass Sie sich einen neuen Job suchen können. Unfähiges Personal wie Sie können wir hier nicht gebrauchen. Holen Sie sofort Ihre Vorgesetzte.«

»Entschuldigen Sie bitte, ich wollte nur ...«

»Haben Sie nicht verstanden! Die Chefin, aber sofort!«, donnert der Mann mit befehlsgewohnter Stimme.

Der Kellner zuckt zusammen und geht mit hängendem Kopf davon.

Auf der Gartenterrasse ist es auf einmal mucksmäuschenstill. Niemand will sich das erwartete Spektakel entgehen lassen. Keine Minute vergeht, da kehrt der Kellner im Schlepptau einer schick gekleideten Frau zurück, die das ältere Ehepaar überschwänglich begrüßt und sich wortreich für den ungeschickten Angestellten entschuldigt. Während er danebensteht, diskutieren die drei in aller Offenheit darüber, wie schwierig es ist, gutes Personal zu finden. »... und seit Charly pensioniert worden ist, haben wir es mit drei Butlern versucht, aber bisher hat uns keiner überzeugt«, erklärt die ältere Frau und streicht sich mit gezielter Geste eine inexistente Haarlocke aus der Stirn.

»Selbstverständlich geht Ihre heutige Bestellung aufs Haus«, verabschiedet sich die Vorgesetzte und entschuldigt sich nochmals für die Unfähigkeit des Kellners. Die ältere Frau wirft ihrem Mann einen triumphierenden Blick zu. Er quittiert ihn mit einem kaum merklichen Nicken.

»... die Bestellung dieser Gäste wird dir vom Lohn abgezogen ...«, hört Sarah die Vorgesetzte noch sagen, bevor die beiden im Inneren des Cafés verschwinden.

Das ist zu viel für Sarah. »Schämen Sie sich eigentlich nicht? Sie wissen genau, dass Sie im Unrecht sind! Ich habe Sie beobachtet und Ihre Blicke gesehen! Sie lassen es sich gut gehen und am Schluss muss der Kellner für Ihre Bestellung bezahlen. Das ist widerlich von Ihnen! Arrogante, habgierige Geldsäcke. Ich muss hier weg. Es stinkt zu sehr nach Ungerechtigkeit!«, faucht sie das Ehepaar an.

Wütend schiebt sie ihren Stuhl zurück, greift nach der Handtasche auf dem Tisch und rauscht in Richtung Terrassentür davon, wo gerade erst der Kellner und seine Chefin verschwunden sind. Lisa lässt ihr halbvolles Glas stehen

und folgt ihr etwas langsamer. Im Vorbeigehen wirft sie dem Ehepaar einen vernichtenden Blick zu, verlangsamt ihren Schritt, als wolle sie noch etwas sagen, entscheidet sich dann aber anders und geht hochehobenen Hauptes davon. Als sie das Café betritt, hört sie gerade noch, wie Sarah die Chefin auf eine Art zusammenstaucht, wie sie es noch nie gehört hat.

Als diplomierte Physikerin ist Sarah durchaus ein rationaler Mensch und umgänglich dazu. Bei Ungerechtigkeiten geht ihr Temperament aber schon mal mit ihr durch. »... wagen Sie es nicht, Ihrem Angestellten wegen der habgierigen Aasgeier da draußen auch nur einen Franken von seinem Lohn abzuziehen! Ich habe alles mitgehört und werde vor jeder Schlichtungsstelle und jedem Arbeitsgericht nur zu gerne bezeugen, dass er sich jederzeit korrekt verhalten hat.« Mit hochrotem Kopf steht die Vorgesetzte da und weiß nicht, wie sie auf die Ansage der mindestens fünfzehn Jahre jüngeren Frau reagieren soll. Wie eine Walküre hat sich Sarah vor ihr aufgebaut und dominiert die Situation allein durch ihre Körpersprache.

* * *

Genau 14:53 Minuten hat seine Präsentation gedauert. »Gerne beantworte ich Ihre Fragen – falls es welche gibt.« Urs Renggli ist hochzufrieden mit sich. Sein Auftrag war, ein Konzeptpapier für eine Bitcoin-Investition der Schweizerischen Nationalbank auszuarbeiten und in maximal fünfzehn Minuten vor dem Bankrat der SNB zu präsentieren. Aufgrund seiner Recherchen war er sich seiner Sache so sicher, dass er es sogar gewagt hat, eine konkrete Investitionssumme von dreißig Milliarden Franken zu empfehlen. Er hat die Zeitvorgabe genutzt, perfekt eingehalten und alle